

Wie kann die Zusammenarbeit zwischen Forschung und Praxis gestaltet und organisiert werden?

Workshop A: Prof. Marianne Leuzinger-Bohleber und Prof. Jutta Menschik-Bendele

Wissenschaftsscheu die einen, praxisfremd die anderen – aber beide neugierig. Eine Ermutigung zur Annäherung zwischen Praxis und Forschung

Es war eine große Gruppe von etwa 40 Personen, die sich im Fechtsaal des Palais Ferstl einfand, um sich gemeinsam mit Prof. Dr. Marianne Leuzinger-Bohleber und Prof. Dr. Jutta Menschik-Bendele Möglichkeiten der Zusammenarbeit zwischen Forschung und Praxis zu erkämpfen. Der Ort war gut gewählt, denn der Versuch einer Überbrückung der Kluft zwischen psychotherapeutischer Praxis und institutioneller Forschung kam auch hier nicht ganz ohne Schlagabtausch aus, wenn dieser auch unter der Leitung von Frau Prof. Leuzinger-Bohleber auf Annäherung und Versöhnung hindeutete. Flexibilität war gefordert, um der Vielzahl an Wünschen und Bedürfnissen Raum und Zeit zu geben. Zumindest in der kreisförmigen Sitzordnung ist die Voraussetzung für offene Kommunikation gelungen, und die Art der Diskussion bekam durch die Aufsicht von Frau Prof. Menschik-Bendele Struktur.

Die Fragen und Anliegen seitens der Workshop-TeilnehmerInnen waren zahlreich und so unterschiedlich wie ihre Herkunftsberufe. Drei wesentliche Themenkreise wurden immer wieder angeschnitten: 1. die möglichen Beiträge der Praxis für die Forschung, 2. die Sinnhaftigkeit der Forschung für die Praxis und 3. die (methodische) Vermittlung zwischen den Interessen der Forschung und den Interessen der Praxis.

Diesen Themen wurde anhand der Fragen von PraktikerInnen nachgegangen und Prof. Leuzinger-Bohleber bezog Stellung, brachte Anregungen und Beispiele und bot Antworten.

Was kann die Praxis für die Forschung bieten?

Aus dem in der praktischen psychotherapeutischen Arbeit erworbenen Erfahrungsschatz und einer Fülle an (unbearbeitetem) Datenmaterial entsteht für viele PraktikerInnen das Bedürfnis nach wissenschaftlicher Erfassung und (Mit-)Teilung dieser Erfahrungen und dieses Wissens. Doch „In welcher Weise kann die Erfahrung aus der Praxis in die Forschung einfließen?“ wurde mit Skepsis und methodischer Hilflosigkeit gefragt. Auch das Problem der Relevanz praktischer Fragen, die sich aus dem individuellen Therapieprozeß ergeben und für den Therapieverlauf wichtig scheinen, für eine wissenschaftliche Fragestellung wurde angesprochen. Die Forschungswürdigkeit der Praxis wurde mit Wissenschaftsscheu hinterfragt.

Was kann die Forschung für die Praxis bieten?

Einige betonten den Rechtfertigungsdruck, den sie von Seiten der Kosten(mit)träger (Kassen) und durch die Ansprüche von Qualitätssicherung der konkurrierenden Therapieschulen erfahren und der nur mithilfe wissenschaftlicher Daten gemindert werden könne. Hier wurden Befürchtungen hinsichtlich des Aufwands von Forschung, speziell qualitativer Forschung, laut. Die Überforderung der sowohl zeitlichen als auch finanziellen Ressourcen der Praxis durch die Anforderungen und Ansprüche der Wissenschaft (bzw. des vorherrschenden Wissenschaftsparadigmas der objektiven Wahrheitsfindung) wurde häufig thematisiert. Die Gefahr der Praxisentfremdung durch zuviel Wissenschaftsnähe wurde vor allem in der Schwierigkeit aus der Doppelrolle als

PraktikerIn und ForscherIn gesehen. Aus dieser Personalunion von Praxis und Forschung wurde auch die Frage nach dem richtigen Umgang mit persönlichen Daten von KlientInnen, deren Intimität nicht den Forschungsinteressen zum Opfer fallen darf, gestellt.

Praktische Fragen betrafen vor allem das methodische Vorgehen, im Sinne eines grundlegenden wissenschaftlichen Handwerkszeugs, das dem psychotherapeutischen Prozeß und den dort relevanten Fragen angepaßt werden kann.

VertreterInnen der Forschung wiederum stellten zur Debatte, warum das Echo der Praxis auf Forschungsvorhaben so leise sei, was man beispielsweise an geringen Rücklaufquoten bei Fragebogenuntersuchungen ersehen könne. Oft würden Forschungsanliegen von der Praxis eher als praxisfremde (und zeitlich anspruchsvolle) Forderungen, denn als Angebote für mehr gegenseitiges Verstehen aufgenommen.

Wo können sich Praxis und Forschung treffen?

Möglichkeiten für erfahrungsnahe, praxisangemessene, durchführbare und zielorientierte Forschung sieht Prof. Leuzinger-Bohleber in der Reflexion der therapeutischen Praxis und besonders in der Supervision. Wenn es gelingt, Freiraum für die Reflexion des therapeutischen

Geschehens zu schaffen, könne das sowohl die praktische Arbeit befruchten als auch in wissenschaftliche Forschung münden, weil so der Wahrnehmungsprozeß gegenüber forschungsrelevanten Fragen in Gang kommt.

Wenn Psychotherapie Geld kostet, muß auch der Geldaufwand, das heißt, das Kosten-Nutzen-Verhältnis untersucht werden, was aber nicht als Kriterium für die vergleichende Effektivität verschiedener Psychotherapieschulen herangezogen werden sollte, da die Kriterien der Qualitätssicherung innerhalb der einzelnen Schulen aufgestellt werden und Vergleichsstudien zwischen verschiedenen therapeutischen Wirkfaktoren sehr differenziert angelegt werden müßten.

In praxisnaher Forschung mit Hilfe von Low-tech-Methoden, wodurch auch das Erfahrungswissen der Praxis mit dem Expertenwissen der Wissenschaft verknüpft werden kann, liegt für Leuzinger-Bohleber die Möglichkeit zur Überwindung der Spaltung zwischen Praxis und Forschung. Sie ermutigte dazu, der eigenen Neugier nachzugehen und auch Wege der alternativen Forschung abseits der derzeitigen Wissenschaftstradition zu beschreiten, wobei das gemeinsame Denken von PraktikerInnen und ForscherInnen sehr gewinnbringend für beide Seiten sein kann.

Hedwig Wölfl

Workshop B: Priv.-Doz. Franz Caspar und Prof. Walter Pieringer

„PraktikerInnen können forschen!“ – Bericht über den Workshop Caspar/Pieringer

In dem von Univ.-Prof. Dr. Walter Pieringer (Vorstand des Instituts für Medizinische Psychologie und Psychotherapie, Universität Graz) und Priv.-Doz. Dr. Franz Caspar (Institut für Psychologie, Universität Bern) moderierten Workshop konnte aufgrund der günstigen TeilnehmerInnenzahl (<10) auf eine weitere Aufteilung in Kleingruppen verzichtet werden. Eingangs wurde folgende Einigung über die Hauptinhalte erzielt:

- in leitermoderierter Gruppendiskussion einmal modellhaft ein Forschungsdesign aus dem Bereich Psychotherapieforschung („Evaluation der eigenen Praxis – vom Erkenntnisinteresse und Erkenntnisbedürfnis bis zum Katamnese-Versuch“) sozusagen „durchzuexerzieren“, um zu sehen, wie Forschung funktioniert (wobei Prof. Pieringer anmerkte, Forschung gehe eben nicht „quasi auf Schienen“, sondern sei belebt und entfacht von immer sich erneuerndem, sich wandelndem Erkenntnisinteresse, vermittelt durch die selbstgestellte Frage „was bewegt mich?“);
- Registrierung und Diskussion konkreter Projektwünsche bzw. -vorschläge, bezüglich derer die Koordinationsstelle für österreichische Psychotherapieforschung vermittelnd bzw. kontakthanbahnend tätig werden könnte.

Während in der Abhandlung des ersten Schwerpunktes – wegen des sich doch als knapp herausstellenden Zeitbudgets – mit einer groben Skizzierung der Umrißlinien

das Auslangen gefunden werden mußte, konnte bezüglich des zweiten Schwerpunktes eine breite und reichhaltige Palette an Vorschlägen für psychotherapieerforschende Unternehmungen erhoben werden, wobei fast eine 1:1-Relation von Themen und TeilnehmerInnen erreicht wurde (eine schöne Einlösung der Worte „wissenschaftsscheu, aber forschungsneugierig“ von Frau Prof. Leuzinger-Bohleber, gleichentags Referentin am Symposium). Eine gewisse Zentrierung der insgesamt als „pragmatisch“ zu charakterisierenden Themenauswahl auf der eigenen Tätigkeit nahe Bereiche war dabei unübersehbar, wie auch ein deutliches Überwiegen wenigstens anteilmäßig „fremdbestimmter“ Forschungstätigkeit (Evaluation als – legistischer, institutioneller oder von Kostenträgern herrührender – „Auftrag“ an PsychotherapiepraktikerInnen).

Die folgenden Themen wurden im Rahmen des Workshops gesammelt und andiskutiert:

1. Qualitätssicherung in der Psychotherapie;
2. Evaluation psychotherapeutischer Ausbildungscurricula (Ausbildungsforschung);
3. Evaluation der eigenen psychotherapeutischen Praxis („was wirkt konkret bei mir, in meinen Psychotherapien?“);
4. Praxisevaluation stationärer Psychotherapie;
5. Amplifikation eines bestehenden Psychotherapieschulensatzes und Evaluation desselben;
6. Motivationsstrukturen von PropädeutikumsabsolventInnen bei der Wahl eines Fachspezifikums „effizienter“ Methodik.

Bezugnehmend auf Projektwunsch (2) berichtete Doz. Caspar über die verhaltenstherapeutische Ausbildung in der Schweiz und den internationalen Stand der Ausbildungsforschung. Insbesondere wurde in der Gruppe kontrovers diskutiert, inwiefern die „TeilnehmerInnenzufriedenheit“ mit der Didaktik etwas über die tatsächliche Qualität einer Ausbildung aussagen könne. Zu Projektwunsch (3) wurde insbesondere nachgefragt, welche Möglichkeiten der Evaluation eklektischen therapeutischen Vorgehens bzw. eines Therapie-Stils, in dem Techniken verschiedener therapeutischer Paradigmen integriert/kombiniert werden, bestünden.

Die Leitfrage fast aller TeilnehmerInnen an die Co-Moderatoren des Workshops im Zusammenhang mit den Projektwünschen war, wie realistisch Forschungs- bzw. Evaluationsprojekte außerhalb von Institutionen seien, bzw., wie sie innerhalb solcher Rahmenbedingungen erfolgreich zu realisieren seien. Dazu führten die Co-Moderatoren aus, daß Psychotherapieforschung sozusagen im „Einzelkämpfertum“ heute nicht mehr möglich sei, und es vielmehr auf Wissens- und Erfahrungsaustausch mit KollegInnen und ExpertInnen sowie auf effiziente Vernetzung aller Interessierten und Engagierten ankomme (Doz. Caspar verwies dazu insbesondere auf die Existenz organisierter Praxisgemeinschaftsstudien in den USA als erfolgreiche Beispiele für vernetzte Psychotherapieforschung durch PsychotherapiepraktikerInnen).

Die verbleibende Zeit dieses Nachmittags-Workshops wurde mit der Beantwortung empirisch-forschungsmethodischer Fragen durch die Workshop-Moderatoren genutzt, womit die TeilnehmerInnen einen forschungspraxisbezogenen Rückbezug vom zweiten Schwerpunkt (eigene Projektwünsche bzw. -vorschläge) zum ersten (Modell eines Forschungsdesigns) herstellen. Der Fächer der Fragen beinhaltete u.a. Randomisierungsfragen, optimale (hinreichende) Stichprobengrößen, das Effektstärkenkonzept, Auswahl und Rationale psychometrischer Instrumente, Aspekte der Testökonomie und Testökologie, Alternativen zu herkömmlichen Fragebögen (z.B. Goal Attainment Scoring, Klienten-Stundenbögen) sowie Entwicklungen im Bereich EDV-gestützter testbasierter Evaluation.

Zu hoffen bleibt, daß mit dieser Veranstaltung Anfang Nov. 1997 in Wien – entsprechend den Aufgaben und Anliegen der Koordinationsstelle für österreichische Psychotherapieforschung – tatsächlich ein Impuls gesetzt werden konnte, der mittelfristig zu einer Intensivierung von Forschungsinteresse, Forschungstätigkeit und nicht zuletzt auch Forschungsselbstbewußtsein in der Landschaft der in Österreich praktisch tätigen PsychotherapeutInnen führt.

*Mag. Mag. Dr. Martin Voracek
Koordinationsstelle für österreichische
Psychotherapieforschung*

Workshop C: Prof. David Orlinsky und Prof. Elisabeth Jandl-Jäger

Zu Beginn des Workshops gab Frau Univ.-Prof. Jandl-Jäger eine kurze Zusammenfassung der vier Hauptvorträge. Auf Wunsch der Diskussionsteilnehmer wurde auch Schulenzugehörigkeit der Vortragenden und ihr praktisches Arbeitsfeld als Therapeuten beschrieben. Herr Prof. Orlinsky vermittelte einen guten Einblick in seine Arbeitsweise mit Patienten, seine Entwicklung zum praktizierenden Therapeuten und zum kontinuierlich Forschenden. Das Modell von Caspar, das viele für Psychotherapie wichtige Variablen aufstellt, bietet gleich Anlaß zur Kritik seitens einer Praktikerin, die meinte, daß die Ergebnisse mager seien im Vergleich zur Fülle von Variablen, die in eine Studie Eingang finden. Die Ergebnisse würden kein Bild der Persönlichkeit von Patienten entstehen lassen, es sollte auch Studien geben, die die Erfahrungen, Gefühle und Wahrnehmungen der Patienten reflektieren.

Die Theorie – oder, wie Caspar sagt, eine Menge Variablen – leitet den Forscher, sie variiert aber von der Theorie, die Praktiker benötigen. Überdies sollte das Ergebnis reflektieren, was das Ziel und die Bedeutung der Forschung, sowohl für Forscher als auch für Praktiker ist. Eine Teilnehmerin stellte die Frage nach dem Ziel der Psychotherapieforschung, und ob es nicht auch andere Interessen gäbe, wie, die Akzeptanz bei Krankenkassen und in der akademischen Welt etc. zu erhöhen, und ob so durch Forschung Einfluß auf die Gesellschaft genommen werden kann. Prof. Orlinsky meinte,

da Geldmittel für Psychotherapieforschung in weitaus geringerem Maß als für medizinische Forschung bereitgestellt würden, wäre das beste Argument für Forschung Spaß und Neugierde. Der Schritt von natürlicher Neugierde zur aktiven Forschung wäre klein, und obwohl die Idee von Spaß so tabu wäre, animierte Prof. Orlinsky die Praktiker, Forschung aus Freude zu betreiben und – wie Frau Prof. Jandl-Jäger einwarf – Neugierde am Patienten sollte auch treibende Kraft sein für den Beruf des Psychotherapeuten. Eine Praktikerin meinte aber, es wäre für sie persönlich um einiges schwieriger, sich für Forschung zu interessieren, als für die eigenen Patienten.

Überdies muß man sich auch bewußt sein, daß der einzelne Praktiker nicht die notwendigen Ressourcen, Zeit- und Geldmittel zu Verfügung hat, um Forschung zu betreiben. So gab Prof. Orlinsky den Anstoß, über eine „Genossenschaft“ von an Forschung interessierten Praktikern nachzudenken: da nicht alle Studien ein großes Budget erfordern, wäre es doch einfacher, Forschungsaktivitäten mit anderen zu teilen.

Ein ganz anderes Problem, das die in der Praxis tätigen Therapeuten beschäftigt, ist die Beschaffungsmöglichkeit und die Verfügbarkeit von Übersichtsartikeln. Es besteht scheinbar ein großes Interesse und ein großer Bedarf an Review-Artikeln, aber der Zugang zu diesen ist den Praktikern nicht selbstverständlich, abgesehen davon, daß es kaum solche Arbeiten gibt.

Eine Diskussionsteilnehmerin äußerte den Wunsch, diese Übersichtsarbeiten sollten z.B. von universitärer Seite geschrieben werden, sodaß nicht die Gefahr besteht, allzu offensichtlich eine Seite oder Therapieschule zu vertreten. Als Beispiel wünschte sich eine Praktikerin Hilfe beim Auffinden von Artikeln, die die internationale Diskussion von Sicherheitsstandards in der Psychotherapie zum Inhalt haben.

Sie meinte, Forschungsergebnisse wären für jemanden, der in der Praxis steht, kaum auffindbar. Prof. Orlinsky forderte, daß von Universitäten Hilfe bei der Literatursuche in der großen Zahl von Publikationen angeboten wird, ein Serviceangebot, das, wie Frau Prof. Jandl-Jäger ausführte, in der Koordinationsstelle für österreichische Psychotherapieforschung 1996 verwirklicht wurde.

Es wurde auch der Vorschlag gemacht, mit Hilfe einer genauen Umfrage die Wünsche und Forschungsvorschläge der Praktiker zu eruieren. Um Forschung zu fördern, könnte eine Gruppe von Forschern die Praktiker aufsuchen und informieren, mit dem Ziel, lokale Forschungsgruppen zu begründen. Tatsächlich gibt es dieses Angebot auch schon in Form des Österreichischen Bundesverbands für Psychotherapie, der Psychotherapieforschung auf Ebene der Praktiker fördern möchte.

Abschließend faßte Prof. Orlinsky zusammen, daß wir alle von diesen Forschungsergebnissen irritiert und frustriert sein könnten, oder aber auch sagen könnten: „Schaut, wie viele Verbesserungen, Vorschläge und Ideen die Forscher nötig haben!“

Dr. med. Heidi Zesch, cand. med. Christian Kienbacher

Workshop D: Prof. Gerd Rudolf und Prof. Marianne Springer-Kremser

Bewegt von den vier Hauptvorträgen, die sich mit dem *Wie* der Psychotherapieforschung auseinandersetzten, war es den TeilnehmerInnen des Workshops nur schwer möglich, sich dem eigentlichen Thema, nämlich der Organisation der Zusammenarbeit zwischen Forschung und Praxis, zu nähern.

Für die niedergelassenen Psychotherapeuten und die in Ausbildung Stehenden, welche am Workshop teilnahmen, war es wohl auch die Möglichkeit, mit Fragen an Frau Prof. Springer-Kremser und Herrn Prof. Rudolf heranzutreten, die sie das vorgegebene Thema teilweise vergessen ließen. So sah sich Prof. Rudolf bald in der Situation, das OPD-System zu erklären und zu Forschungsvorhaben einzelner Teilnehmer (wie dem der Therapiemotivation, der Integration von verschiedenen Techniken vor einem theoretischen Hintergrund oder dem beruflichen Selbstverständnis von Psychotherapeuten) befragt zu werden.

Ein Teilnehmer beschrieb seine Erfahrungen, nachdem er eine psychosoziale Einrichtung evaluiert hatte, was die Zusammenarbeit von Forschung und Praxis betrifft, als ernüchternd. Seiner Meinung nach geht die Interessenslage der Mitarbeiter nur in Richtung Rechtfertigungsforschung, die die Einrichtung in bestem Licht erscheinen lassen soll. Seine Wunschvorstellung aber wäre es, daß aus der Forschung Impulse für eine Verbesserung der täglichen Praxis der evaluierten Einrichtung herausgeholt werden können.

Ein niedergelassener Psychotherapeut bestätigte indirekt die vorangegangene Wortmeldung, indem er massiv eine Psychotherapieforschung einforderte, die aufzeigen soll, wie hilfreich Psychotherapie bei großen gesellschaftlichen Problemen, wie z.B. Suchtkrankheit, ist und wünschte sich Forschungsergebnisse, die man der Öffentlichkeit und den Krankenkassen präsentieren kann. Er erschien ihm ebenfalls wichtig, daß auch dem Patienten gegenüber die Effektivität von Psychotherapie verständlich gemacht wird. Von anderen Teilnehmern wurde eingebracht, daß, wenn man nur die Zufriedenheit des Patienten im Sinne einer Kundenzufrieden-

heit im Auge hat und nicht akzeptiert, daß es auch andere verändernde Agentien gibt, die ebenso wirksam sind wie Psychotherapie, man als Therapeut schnell scheitern kann. Auch kann eine hohe Zufriedenheit mit dem Therapeuten schlichtweg eine Idealisierung sein.

Das von Grawe¹ genährte Bewußtsein, behende in wirksame und unwirksame Verfahren trennen zu können, ist bis zu den Kostenträgern durchgedrungen, und diese fordern nun massiv Stellungnahmen von der Psychotherapieforschung ein. Frau Prof. Springer-Kremser sprach sich dafür aus, daß es legitim wäre, für die Verwendung öffentlicher Gelder einen öffentlichen Beweis zu erbringen. Die Art der Abfassung von Indikationsstellung, Prozeßbericht und Abschlußbericht und die Überlegungen zu diesen sollten zur Qualitätssicherung herangezogen werden. Herr Prof. Rudolf sprach sich ebenfalls für eine Qualitätssicherung am Fall aus; mittels Supervision sollte man feststellen, ob das eigene Handeln in der Gruppe Konsens findet. Zusätzlich können auch Prä-Post-Messungen in den Bereichen Lebensqualität, Symptome und subjektives Erleben integriert werden.² Er betonte, daß die Forschung nicht im luftleeren Raum stehe und man sich dessen eingedenk sein muß, daß es sehr wohl Kräfte gibt, die versuchen, die Forschung zu instrumentalisieren. Was die Verwirklichung von unterschiedlichen therapeutischen Ansätzen in einer Person betrifft, so rief Prof. Rudolf dazu auf, diese ich-synton zu halten und dem Patienten irritierende Wechsel zu ersparen.

Auch konnte man seinen Ausführungen entnehmen, daß er es für besser hält, seine Identität als Therapeut in einer Methode zu gewinnen und erst dann sein Interesse auch auf andere Methoden auszudehnen und nicht Techniken aus unterschiedlichen Methoden zu erler-

¹ Grawe K, Donati R, Bernauer F (1994) Psychotherapie im Wandel. Von der Konfession zur Profession. Göttingen, Hogrefe.

² Rudolf G (1991) Die therapeutische Arbeitsbeziehung. Springer, Berlin Heidelberg New York Tokyo.

nen, um diese dann bei verschiedenen Krankheitsbildern zum Einsatz zu bringen.

Ein Teilnehmer stellte die Vermutung an, daß die kommende Generation von Psychotherapeuten viel seltener ihre Ausbildung bei mehreren Vereinen absolvieren wird, als es bei den heute tätigen Psychotherapeuten der Fall ist. Der Grund für diese Entwicklung sei mit dem Psychotherapiegesetz gegeben, das die Vereine zwang, ihre Curricula zu verschulen und ihnen Gelegenheit gab, die zeitlichen und finanziellen Anforderungen an die Kandidaten zu erhöhen. Am Ende dieser

Entwicklung könnten Psychotherapeuten stehen, die sehr schulenloyal sind und zur Orthodoxie neigen.

Das veranlaßte die Gruppe, sich mit einigen Schnurren über die Auswirkung des österreichischen Psychotherapiegesetzes bei Prof. Rudolf zu bedanken. Der so Bedankte wünschte der Gruppe ein Stück Spaß am Entdecken und ein Stück Neugierde beim Beobachten, wie diese Profession funktioniert.

*Dr. med. Heidi Zesch,
cand. med. Christian Kienbacher*